Genügsamkeit.

Wozu ein großes Haus? es nützt nicht voll noch leer,
Zu einem großen Haus gehört ein großes Heer.

Zu einem großen Heer gehört ein reicher Sold,
Zum reichen Sold gehört ein eigner Schacht von Gold.

Zum Schacht von Gold gehört viel Müh' wohl, ihn zu graben;
Drum will ich auf der Welt ein kleines Haus nur haben.

Das größte Haus ist eng, das kleinste Haus ist weit,
Wenn dort ist ein Gedräng und hier Zufriedenheit.

Friedrich Rückert.

Sukkos, das Laubhüttenfest.

Von Dr. B. Kuttner-Frankfurt a. M.

„Dreimal im Jahre sollen alle deine Mannsleute vor dem Angesichte des Ewigen, deines Gottes erscheinen, an dem Orte, den er erwählen wird: am Feste der ungesäuerten Brote, am Wochenfeste und am Hüttenfeste. Man soll aber nicht leer (d. h. mit leeren Händen) erscheinen vor dem Angesichte des Ewigen; ein jeglicher bringe, je nachdem seine Hand geben kann, nach dem Segen, den der Ewige, dein Gott, dir gegeben hat." So heißt es im 5. B. M. 16,17. Daher haben die genannten 3 Feste, an denen man nach Jerusalem zog, auch den Namen Wallfahrtsfeste (Regolim). Frauen und Kinder mitzunehmen war nicht verboten, und das Beispiel des Elkana, der alljährlich mit seiner Familie nach Silo zog (s. 1. Sam. 1, 3. 4.) beweist, daß es auch vorgekommen ist.

An diesen Wallfahrtsfesten brachte also der Israelit die Opfergaben nach Jerusalem und übergab sie dem Priester. Diese Gaben, entsprechend dem Segen der Ernte, weisen somit auf den Ackerbau hin. Und in der That stehen Peßach, Schowuos und Sukkos in Beziehung zum Ackerbau. Schon bei Besprechung des Wochenfestes ist euch gesagt worden, daß Peßach im 2. Buch Mos. 23,15 auch das Fest genannt wird, das zur Zeit des Ährenmonats gefeiert wird; und Schowuos wird im 2. B. M. 34,22 das Fest der Erstlinge der Weizenernte genannt. Die um Peßach mit der Gerstenernte begonnene Früherntc endete am Schowuos mit der Weizenernte. Sukkos endlich, das dritte Wallfahrtsfest, heißt im 2. B. M. 23,16 chag hoossif, das Fest des Einsammelns beim Ausgang des Jahres, (d. h. des landwirtschaftlichen Jahres, das mit der Saat beginnt und mit der Ernte schließt).

Um diese Zeit schließt also die Gesamternte des Jahres ab.

Über die Feier des Sukkos heißt es im 3. B. M. 23, 39: „Am 15. Tag des 7. Monats, wenn ihr den Ertrag des Landes einsammelt, sollt ihr das Fest des Ewigen feiern sieben Tage; am 1. Tage ist hohe Feier, und am 8. Tage ist hohe Feier. Und nehmet euch am 1. Tage: Frucht vom schönen Baume, Palmzweige und Zweige vom dichtbelaubten Baume und Bachweiden, und freut euch vor dem Ewigen, eurem Gotte, sieben Tage.“ Die vier Frucht- und Pflanzenarten (Arba minim): die Frucht des Citronen- oder Orangenbaumes (Esrog) nebst drei verschiedenen Baumzweigen: einem Palmenzweig (Lulaw), duftigen Myrtenzweigen (hadassim) und Bachweiden (Arowaus) werden zu einem Feststrauß vereinigt, der kurzweg Lulaw genannt wird.

Aber diese drei Feste erinnern andrerseits auch an die Geschichte Israels, und zwar an das wichtigste Ereignis derselben, an die Befreiung aus der Knechtschaft: Peßach an den Auszug aus Ägypten, Schowuos an die Offenbarung am Sinai, Sukkos an die Wüstenwanderung unter Gottes Schutze. Sukkos aber heißt „Hütten.“ Und warum dieser Name? Darauf antwortet das 3. B. M. 23,42: „In Hütten sollt ihr wohnen 7 Tage, jeder Eingeborene in Israel soll in Hütten wohnen, damit eure künftigen Geschlechter wissen, daß ich in Hütten wohnen ließ die Kinder Israel, als ich sie aus dem Lande Ägypten führte. Ich bin der Ewige, euer Gott!“ Vergleiche hierzu auch 5. B. M. 2,7: Denn der Ewige, dein Gott, hat für dich gesorgt auf deinem Zuge durch diese große Wüste; diese 40 Jahre ist der Ewige, dein Gott, mit dir gewesen, es hat dir an nichts gemangelt.“ Und weiter heißt es 8,4: „Deine Kleider veralteten nicht an dir, und dein Fuß ist nicht angeschwollen während dieser 40 Jahre.“ Und Vers 15: „Der dich geleitet hat durch die große und furchtbare Wüste, wo Schlangen und Skorpionen sind, wo Dürre und niemals Wasser ist; der dir Wasser hervorbrachte aus dem Kieselfelsen, der mit dem Manna, das deine Väter nicht kannten, dich gespeist hat in der Wüste, um dich leiden zu lassen und dich zu versuchen und dir am Ende wohlzuthun.“

Mit dem Danke für den Erntesegen sollte sich also auch der Dank für den Schutz und die Erhaltung Israels während des Wüstenzuges verbinden. Und das ist noch heute unsere Pflicht. Wie die Israeliten die große und furchtbare Wüste durchwandert haben, so haben unsere Väter später furchtbare Jahrhunderte durchlebt, in denen sie viel Ungemach erduldet haben, aber auch da schützte sie Gott und rettete sie vom Untergange. Und darum beten wir heute, wie täglich: „Ufraus olenu sukkas schelomecho, breite über uns, o Gott, die Hütte deines Friedens!

Mit dem 8. Tage, dem Schlußfeste (Azeres) ist das Sukkosfest beendet. Es schließt sich daran noch ein 2. Schlußfest, Simchas thora, Gesetzesfreude, an dem die Thora zu Ende gelesen und gleich wieder begonnen wird.

In des Königs Rock.

Erzählung von J. Herzberg.

Verfasser der preisgekrönten Erzählung „David und Jonathan."

 (Fortsetzung)

X. Kapitel.

Eine Wandlung.

In Gedanken vertieft legte Hochfeld den Weg nach dem Hause Rosenheims zurück. Wie ein Traum erschienen ihm die Ereignisse, die sich bei Goldsteins zugetragen hatten. Wie schwer wurde es ihm auch, sich mit dem Gedanken an die neue Lage vertraut zu machen, in die er durch einen an sich unbedeutenden Vorfall gebracht wurde. Aber auch noch eine ganze Anzahl ungelöster Rätsel und unbeantworteter Fragen harrten ihrer Lösung, ihrer Beantwortung. —

Was enthielt jenes verschlossene Schriftstück, das ihm Goldstein heute noch überreichen wollte? Gab sein Inhalt eine befriedigende Antwort auf alle Fragen, konnte er alle Rätsel lösen? Warum blieb die Mutter seit dem Verlassen der Heimat verschollen? Wie konnte sie ihres Sohnes ganz vergessen? Warum gab sie nie ein Lebenszeichen, eine Mitteilung an den Pflegevater Hochfelds über ihren jeweiligen Aufenthaltso.t? — —

Wieder stiegen in dem Geiste Hochfelds die schauerlichsten Bilder auf.

Mittlerweile war er in der Wohnung des Herrn Rosenheim angelangt. Dieser empfing ihn mit größter Zuvorkommenheit. In seiner leutseligen Weise begann er zu Hochfeld also zu sprechen:

„Herr Hochfeld, ich habe Sie um Ihre Unterstützung im gegenwärtigen Trauerfalle bitten lassen, anläßlich dessen es noch ganz besonderer Vorkehrungen bedarf, da es gilt, einem langjährigen, pflichtgetreuen und allbeliebten Beamten die letzte Ehre zu geben, in einer Weise, die seiner und der Gemeinde würdig ist. Ihr Hauptmann hat Ihnen auf meine Bitte hin bis nach der Beerdigung Urlaub erteilt."

„Ich bin gern bereit, Sie zu unterstützen; verfügen Sie über mich."

„Der verstorbene Lehrer Kronheim pflegte stets in vorkommenden Sterbefällen alle Anordnungen zu treffen, die Waschung der Leiche zu überwachen, das Nähen der Sterbekleider zu beaufsichtigen, wie überhaupt in jeder Hinsicht hier selbständig die notwendigen Maßregeln zu treffen. Es ist dies um so mehr in unserer Gemeinde erforderlich, als wir noch keinen Verein besitzen, der sich die Verrichtung solcher Liebesdienste zur Aufgabe stellt."

„Ich bewundere dies sehr," warf Hochfeld ein.

„Wir haben bisher einen solchen noch gar nicht entbehrt. Ich werde aber demnächst die Gründung eines solchen Vereins anregen. Im gegen-

wärtigen Falle überlasse ich Ihnen nun alles, und ich habe dem Gemeindediener aufgegeben, sich Ihnen ganz zur Verfügung zu stellen. So wäre denn diese eine Angelegenheit geordnet. Nun habe ich Ihnen noch eine Eröffnung zu machen. Im Laufe des Vormittags, kurz nach dem Hinscheiden Kronheims, hat eine Vorstandssitzung zur Beratung über die zu veranstaltenden Trauerfeierlichkeiten stattgefunden; auch die schleunige Wiederbesetzung der durch den Tod Kronheims erledigten Lehrerstelle wurde zur Sprache gebracht. Da ist beschlossen worden, Sie zu fragen, ob Sie geneigt wären, der Nachfolger des seligen Kronheim zu werden. Zufällig weilt seit dem heutigen Morgen bei einem Herrn vom Vorstande ein Verwandter desselben aus Ihrem gegenwärtigen Wirkungsorte, und die über Sie eingezogenen Erkundigungen sind derart, daß wir nicht anstehen, Sie zu engagieren."

Bei diesen Worten war Hochfeld freudig überrascht, und er entgegnete:

„Herr Vorsteher, ich danke Ihnen für Ihr gütiges Anerbieten, das mich in so hohem Maße ehrt. Ich bin bereit, es anzunehmen."

Dem Sprechenden die Hand reichend, entgegnete Herr Rosenheim:

„Auch ich danke Ihnen für Ihre Zusage; mögen die Beziehungen, in die wir nun zueinander treten werden, von Glück und gutem Erfolg begleitet sein!"

„Hoffen wir das," fügte Hochfeld hinzu und eilte hinaus.

Er atmete leichter auf, denn das freudige Bewußtsein, bald für immer bei Alma weilen zu können, verscheuchte alle schweren Gedanken und beflügelte seine Schritte. Doch welch ein Anblick bot sich ihm dar, als er in Goldsteins Wohnzimmer trat! Vor einem Stuhle kniete eine weibliche Gestalt, den Kopf in beide Hände gestützt. Es war Alma. Ein leises Schluchzen drang an sein lauschendes Ohr.

Die Knieende schien seine Ankunft nicht zu bemerken, denn unausgesetzt starrten ihre Augen auf das vor ihr liegende große, alte Gebetbuch. Leise Worte flüsterten ihre Lippen; nur wenige von ihnen konnte Hochfeld hören.

„Was hatte das liebe Mädchen?" so fragte sich Hochfeld unwillkürlich. Doch müßige Frage dies! Fühlte er doch genugsam bei sich selbst, was sie so tief bewegen mußte. Da kamen die Worte, begleitet von heißen Zähren über ihre zuckenden Lippen:

„O Gott, stärke und kräftige mich und laß mich nicht unterliegen in den schweren, harten Herzenskämpfen! Du hast das beglückende Licht, das meinen Lebenspfad erleuchtet, jäh verlöscht. O, leite Du mich in der Finsternis, die mich umgiebt, auf daß ich den rechten Pfad nicht verfehle und Verzweiflung nicht mein Anteil werde." —

Hochfeld erschrak, als er diese Worte vernahm, die der Ausfluß eines entsetzlich gemarterten Herzens sein mußte, und er rief daher bittend:

„Alma!"

Das Mädchen wandte wie ermüdet das Haupt, erhob sich langsam und kam auf den Rufenden zu, der sie in seine Arme schloß. So standen beide eine Weile schweigend da, mit ihren Gedanken beschäftigt. — Dann blickte Alma mit ihren thränenfeuchten Augen zu ihrem Bruder auf und sprach schmerzlich bewegt:

„Albert, das grausame Geschick hat mir plötzlich eine sehr schwere Prüfung auferlegt.“

Verwundert schaute Hochfeld auf Alma. Dann sprach er:

„Was nennst Du eine schwere Prüfung? Ist Dir nicht in mir ein Bruder gegeben worden, den Du schon „Freund“ genannt hast? Und ward mir nicht in Dir eine gute Schwester beschieden? Muß dies nicht uns beide hoch beglücken?“

„Freilich,“ entgegnete Alma, „doch ist mir auch gleichzeitig köstliches genommen worden. Mir wurde das herrliche Bewußtsein geraubt, die Tochter guter, lieber Eltern zu sein. Statt mich das Kind jener teuren, alten Leute nennen zu dürfen, die Gott schützen und schirmen möge, bin ich, ach, nur deren Pflegekind, ein Findling, den sie aus Menschenfreundlichkeit bei sich aufgenommen, dessen sie sich aus Gnade und Barmherzigkeit angenommen haben. Während ich bis heute jeden Beweis von Liebe und Zuneigung als etwas Selbstverständliches, in dem Verhältnisse der Eltern ihrem leiblichen Kinde gegenüber begründetes erblickte, muß ich von nun an jede Zärtlichkeit als eine Gnade und Barmherzigkeit ansehen, worauf ich keinen Anspruch machen kann, und wofür ich daher doppelt dankbar sein muß.“

„Quäle Dich doch nicht mit solchen Gedanken, liebe Alma; sie ändern nichts an den einmal bestehenden Thatsachen. Auch thust Du Dir selbst und Deinen guten Pflegeeltern Unrecht. In Deinem Verhältnisse zu ihnen wird keine Wandlung eintreten. Diese Versicherung hast Du doch heute selbst aus dem Munde Deines Pflegevaters vernommen. Und unser Verhältnis zu einander — nun, dasselbe Geschick, das Du soeben grausam genannt, es hat auf unsern Lebenspfad einen Lichtstrahl geworfen!“

„Albert, sage, was ist geschehen?“ rief das gespannt lauschende junge Mädchen.

„Freue Dich, denn wir brauchen uns nun vielleicht nie wieder zu trennen.“

„Ich verstehe noch immer nicht, was Du meinst,“ sagte Alma jetzt ungeduldig.

„Nun, so höre. Soeben hat mir der Herr Vorsteher Rosenheim den so ehrenvollen Antrag gemacht, der Nachfolger Kronheims zu werden, und ich habe diesen Antrag angenommen.“

Da zog über das Antlitz des Mädchens ein heller Freudenschein, und sie sprach:

„Albert, welches Glück! Nun werde ich Dir zur Seite stehen, und wenn ich auch aus dem Hause der lieben Pflegeeltern werde scheiden müssen, um für Deine Behaglichkeit sorgen zu können, so empfinde ich jetzt das Bittere dieses Scheidens um so weniger, als ich zu einem Bruder gehe."

„Habe herzlichen Dank für Deine lieben Worte, Alma," entgegnete Hochfeld, „ich will nun zu Herrn Goldstein eilen und ihm von der Wendung meines, unseres Geschickes Mitteilung machen. Auch will ich das Schriftstück, das nach seiner Angabe das „Vermächtnis" unserer Mutter enthalten soll, in Empfang nehmen."

Hochfeld entfernte sich, nachdem er Alma versprochen, ihr den Inhalt jenes Schriftstückes mitzuteilen, sobald er es gelesen.

Herr Goldstein schien Hochfeld erwartet zu haben, denn nach einigen kurzen Begrüßungsworten begann er:

„Lieber Freund! Ich überreiche Ihnen hier dieses Schriftstück, das sich unter den nachgelassenen Gegenständen Ihrer unglücklichen Mutter befunden hat. Sie finden es noch in demselben Zustande, in welchem ich es vor achtzehn Jahren in jener Nacht vorgefunden habe. Es trägt, wie Sie sehen, die Aufschrift: „An meinen Sohn Albert!" und ich zweifle jetzt nicht daran, daß Sie es sind, für den das Schriftstück bestimmt ist. Nehmen Sie aus meinen Händen das Vermächtnis einer Unglücklichen!"

Tief bewegt nahm Hochfeld das Schreiben aus der Hand des alten Mannes, den die Rührung übermannt zu haben schien und begab sich auf sein Zimmer, um ungestört die letzten an ihn gerichteten Worte seiner Mutter zu vernehmen. — —

XI. Kapitel.

Das Vermächtnis der Mutter.

Es war gegen Abend, als Hochfeld sein Zimmer betrat. Er zündete selbst die Lampe an und öffnete alsdann den Umschlag, dem er ein umfangreiches Schreiben entnahm, dieses zeigte deutliche Spuren von Thränen, die darauf gefallen sein mußten. — —

So sollte endlich der Schleier gelüftet werden, der ihm bis zur Stunde beharrlich den Blick auf ein bewegtes Menschenleben versagt hatte. —

Hochfeld ließ sich auf das Sofa nieder und begann also zu lesen:

„Mein lieber Albert!

Diese Zeilen, welche ich jetzt niederschreibe, wirst Du erst dann lesen, wenn ich nicht mehr unter den Lebenden weilen werde. Ich habe einen Auftrag übernommen, der mir von einer Sterbenden gegeben worden ist. Ich habe ihr gelobt, ihren letzten Wunsch zu erfüllen. Für Dich wird die Ausführung dieses mir gewordenen Auftrages von hoher Bedeutung sein. Eine Ahnung aber kündet mir, daß ich nicht an das Ziel meines Strebens

gelangen werde, denn zur Zeit, da ich diese Worte an Dich richte, stehe ich wohl nahe an diesem Ziele; doch der Zustand, in dem ich mich befinde, die mich übermannende Schwäche und der Mangel an Mitteln lassen mich ein baldiges Ende ahnen und drücken mir die Feder in die Hand.

Ob und wann Du jemals diese Zeilen erhalten wirst, überlasse ich einer gütigen Vorsehung, die ja stets so gnädig waltet.

Und warum ich diese Zeilen an dich richte? Ich will Dir Kunde geben von meinem wechselvollen Lebensschicksale und Dich aufklären über Deine wahren Lebensverhältnisse. Denn wisse, lieber Albert, der Du heute, da Du im Alter von zwei Jahren stehst, wohl noch nicht die Bedeutung und Schwere dieses Umstandes zu würdigen wissen wirst: — Du bist nicht mein leiblicher Sohn! Du erstaunst? Höre in kurzen Worten meine Geschichte, und im Verlaufe derselben erfährst Du auch die Deinige. — O, möchten meine Worte dazu beitragen, Dein Lebensglück zu fördern!

Ich war die jüngste Tochter meiner seligen, guten Eltern. Mein Vater hatte ein bedeutendes Fruchtgeschäft. Er ließ es mir an nichts fehlen und ließ mir eine sorgfältige Erziehung angedeihen. In seinem Geschäfte waren mehrere junge Leute thätig. Man rühmte von mir — mißdeute dieses Eigenlob nicht und rechne es mir nicht als Eitelkeit an, — ich sei eine angenehme Erscheinung. Unter den Angestellten meines Vaters hatte ich einen jungen Buchhalter lieb gewonnen. Dieser war nach dem Urteile meines Vaters ein tüchtiger und zuverlässiger junger Mann. Julius Mangold, so hieß der Buchhalter, hatte auch Neigung zu mir gefaßt.

Unserm Wunsche, uns fürs Leben anzugehören, widersetzte sich mein Vater mit aller Strenge. Ja, als Mangold um meine Hand anhielt, wurde ihm diese nicht nur verweigert, sondern er mußte sofort meines Vaters Haus verlassen. Als später die Vermögensverhältnisse meines Vaters sich verschlechterten und der Sohn seines größten Gläubigers mich zur Frau begehrte, wurde sein Antrag angenommen. Schweren Herzens entschloß ich mich, dem Wunsche meines Vaters Folge zu leisten. Allein unser Leben war kein glückliches zu nennen. Nach dreijähriger Ehe verfiel er in eine schwere Krankheit, von der er nicht wieder genesen sollte. Getreulich habe ich meine Pflicht als Gattin erfüllt, Tag und Nacht habe ich an seinem Lager zugebracht und ihn nach Möglichkeit gepflegt. Aber er erlag bald der tückischen Krankheit — ich war nun Witwe. — — —

Eines Tages saß ich in trübe Gedanken versunken da, als mein Blick auf eine Zeitungsnotiz gelenkt wurde, in der von einem furchtbaren Eisenbahnunglück Mitteilung gemacht ward. Ich verfolgte die Namen der Verunglückten, da wurde mein Auge durch einen Namen gefesselt, er lautete: — Julius Mangold.

Kaum hatte ich den Namen gelesen, da entfiel vor Schreck das Blatt meinen Händen. Gefunden! So rief es in mir. Aber ach, verunglückt

und ohne sorgsame Pflege! Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich eilte an das Schmerzenslager des Schwerverwundeten, und es wurde mir gestattet, selbst seine Wartung und Pflege in die Hand zu nehmen. Bange, schwere Wochen verbrachte ich am Lager Mangolds, bis er endlich seine völlige Genesung erlangt hatte. Fast ein ganzes Jahr war darüber hingeflossen. Meine Mittel waren im Laufe der Zeit gering geworden, und ich versuchte durch allerlei Unternehmungen mir das, was zu unserer Erhaltung erforderlich war, zu beschaffen. Mangold gründete sich ein Fruchtgeschäft, und nach einiger Zeit fand in aller Stille unsere Vermählung statt. Ich war glücklich. Doch sollte dies Glück nicht von langer Dauer sein.

Nach einem Jahre glücklicher Ehe war mein Mann wieder leidend geworden.

Es war an einem Freitag Abend. Mein Mann, der außer stande war, das Gotteshaus aufzusuchen, saß am sabbathlich gedeckten Tisch, um im Gebete den Sabbath zu begrüßen, und ich war im Begriff, das Weihegebet über die Sabbathlichter zu sprechen, als ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes Weib mit einem Knäblein auf dem Arme bei uns eintrat. Die Frau bat, ihr für den Sabbath Speise und Trank zu gewähren; diese Bitte ward ihr gern gewährt. Sie erzählte uns, sie sei vor etwa zwei Monaten aus Amerika heimgekehrt. Ihr Mann sei dort gestorben, und es sei ihr in letzter Zeit dort sehr schlecht gegangen. Da sie nirgend habe Hülfe finden können, sei sie nach Europa zurückgekehrt, um ihre Verwandten, die in einem Städtchen bei O. wohnten, aufzusuchen. Auf meine Frage erklärte sie, ihr Verwandter sei der Kaufmann Goldstein, dessen Frau ihre Schwester sei. Sie selbst heiße Amalie Hochfeld. Diese Mitteilung der Frau erregte meine ganze Teilnahme, und ich hörte mit Interesse den Schilderungen zu, die sie über das Leben im fernen Erdteile entwarf. Besonders war es das herzige Knäblein, welches sie auf dem Arme trug, das unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Ich hatte es liebgewonnen. Es war einfach gekleidet und trug an seinem Halse einen gar seltsamen Ring, den ein funkelnder Edelstein zierte. Auf mein Befragen erklärte die Mutter, dieser Ring sei ein Familienstück ihres verstorbenen Gatten. Er selbst habe auch einen solchen Ring getragen, seit dem Tode desselben trage sie ihn. Bald legten wir uns zur Ruhe, nicht ahnend, daß mit dem folgenden Morgen für uns alle ein Schreckenstag anbrechen sollte. In früher Morgenstunde schon stürzte ein Nachbar mit der Schreckenskunde ins Zimmer, in mehreren Häusern der Stadt sei die Cholera ausgebrochen. Wir waren erstarrt, als wir diese furchtbare Unglücksbotschaft vernahmen. Die ganze Stadt befand sich in Aufruhr, überall begegnete man schreckensbleichen Gesichtern, denn jeder fürchtete für sein Leben. Bald waren innerhalb weniger Stunden ganze Familien dieser verheerenden Seuche zum Opfer ge-

fallen. Gegen Abend erkrankte auch die Fremde, die bei uns weilte, eine Stunde später mein Mann. Um Mitternacht war ich abermals — — eine Witwe, das Knäblein — — — — — ein Waise!

Hochfeld hielt inne; das andauernde Lesen beim Lampenschein hatte seine Augen angestrengt.

(Schluß folgt.)

Wie Rosch Haschono im Ghetto gefeiert wurde.

Nach Prediger D. Löwy-Wien.

Wie man sich zum würdigen Empfang eines hohen Gastes lange vorbereitet, so wurde auch der Monat Elul als Vorbereitungs- oder als Rüstmonat für das Rosch Haschono, Neujahr, betrachtet. Während des ganzen Monats wurde täglich durch laut schmetternde Schofartöne, in der letzten Woche auch noch durch Selichoth, Bußgebete, vor dem Morgengrauen angekündigt, daß der hohe gottgesandte Gast nun bald ankommen werde. Endlich ist es da, das langersehnte Fest. Heller Lichterglanz in den Synagogen und Wohnhäusern erstrahlte zu seinem Empfange.

Die erste Bitte, die an der Schwelle bei der Begrüßung an den Ankömmling gerichtet wurde, ward auch sofort erfüllt. Beim Genusse des süßen Apfels wurde ein süßes Jahr erbeten, und wer gesund war und sich bei der Abendmahlzeit, der allerersten des neuen Jahres, den Magen nicht überladen hatte, erfreute sich auch eines süßen Schlafes. Doch kaum graute der Morgen, beeilten sich schon Mann und Weib, zeitlich in Schul hineinzukommen.

Nicht Regen, nicht Wind noch Wetter konnten am Rosch Haschono eine jüdische Seele von der Synagoge fern halten. Familien, die in den Orten als Juden vereinzelt wohnten, legten noch zur Nachtzeit einen Weg von zwei Stunden zurück, um nur mit Tagesbeginn in Schul zu sein. Denn mit Rosch Haschono waren die Jomim Nauroim, die ehrfurchtgebietenden Tage eingetreten. Der Volksgeist nannte jeden der Tage, Jom Haddin, Gerichtstag, an dem der Weltenrichter den Gang und Wandel seiner Erdenkinder prüft, beurteilt und verurteilt, über Lohn und Strafe, Tod und Leben beschließt. Mußte da nicht jedes Herz bange zwischen Furcht und Hoffnung schwanken. Ist es daher nicht erklärlich, daß sich jeder Sohn, jede Tochter Israels gedrängt fühlte, so früh als nur thunlich in Schul zu gehen, um durch Inbrunst und Andacht Gunst und Gnade von Gott, dem Richter, zu erflehend.?

Kein Erwachsener trank Kaffee; auch jedes Mädchen wartete erst das „Schofarblasen“ ab, ehe es eine leibliche Nahrung nahm. Da es aber damals nicht gebräuchlich war, daß unverheiratete Mädchen in Schul gingen, sie auch nicht Platz gefunden hätten, sammelten sich diese am Eingange der

Schul an und harrten daselbst geduldig aus, bis die schmetternden Klänge ihr Ohr erreichten. Dann aber jagten sie alle vom Hunger getrieben nach Hause. Männer, Jünglinge, halbwüchsige Knaben, zahlreicher noch die Beterinnen der Weiberschul drängten sich aus den Schulpforten. Der Gottesdienst in Schul erlitt aber dadurch keinen Abbruch. Er hatte am Morgen früh begonnen. Einer der Baalbatim, Familienhäupter, leitete Schachris, die Frühandacht ein. Die Vorbeter des Schachris waren stimmbegabte, fachkundige Männer, die es verstanden, die Jahrhunderte alten Melodien in herkömmlicher Weise, rein, unverfälscht, wohltönend und herzbeklemmend vorzutragen. Doch nur bei gewissen, bevorzugten Gebetstücken war es Pflicht, sich an diese Überliefung zu halten. Neben denselben gab es noch zahlreiche Hymnen, bei denen die Wahl der Melodie völlig freigegeben war, die sie daher nach selbstgeschaffener Komposition vortrugen.

Es war keine kleine Ehre, ein anerkannter Baal Tefillah, Vorbeter, zu sein. Es war dies ein vielbeneidetes, vielumworbenes, oft auch vielbestrittenes Ehrenamt. Wer der glückliche Besitzer eines solchen durch drei Jahre ununterbrochenen gewesen war, der besaß ein bleibendes Anrecht, Chasakah, darauf. Er behielt es dann durch sein ganzes Leben und konnte ihm das nimmer streitig gemacht werden. Noch auf Grabsteinen konnte man lesen, daß der Schläfer unter diesem Grabhügel solch eine Würde inne hatte. Es bot die verläßlichste Gewähr, daß der Entschlummerte ein guter, tadelloser Mensch, ein frommer, gesetzestreuer und gesetzeskundiger Jude gewesen war; denn nur ein solcher konnte die Herzen rühren und zur Andacht stimmen und für den Glauben erwärmen.

In schneeweißen Sterbekleidern, dem Leinwandkittel, ein weißes mit Gold oder Silber betreßtes Käppchen auf dem Kopfe, im Wolltallis eingehüllt, der auch das Haupt bedeckte, so standen sie da, die priesterlichen Gestalten.

Mit welcher Zerknirschung, Demut und Inbrunst riefen sie den Himmel um Kraft und Beistand für ihre Aufgabe an, daß ihnen die Stimme nicht versage, daß sie Heil erwirken ihrer Gemeinde und daß ihre Wünsche und Bitten vor den Gottesthron gelangen und Erhörung und Gewährung finden mögen. Mit Seufzern und Thränen war dieses Vorgebet sattsam gewürzt; die Hände gefaltet gen Himmel erhoben, den Kopf zurückgebeugt, die feuchten Augen zur Höhe gerichtet, riefen sie markerschütternd: „Was sind wir, und was ist unser Leben?"

Eine weihevolle, feierliche Stimmung bemächtigte sich der Hörer, die ihren Höhepunkt jedoch erst am Schlusse erreichte, wenn die Einzelbitten zum Vortrage kamen, von denen jede mit Owinu Malkenu, „Unser Vater, unser König," beginnt. Kein Auge blieb dabei thränenleer. Jede Taste des Herzens geriet in zitternde Bewegung und jeder Satz traf eine Saite des Innern, die wehmutsvoll erzitterte und ertönte.

Unter lautem Aechzen und Stöhnen sagte der Vorbeter jeden Satz einzeln vor, und das Concert andächtiger Männer und Weiber, Väter und Mutter schrie, weinte, klagte und jammerte in der gleichen Tonart demselben nach. Von der „Weiberschul" drangen Schmerzenstöne und herzbeklemmende An- und Ausrufe durch den dichterfüllten Raum, wenn es zu Stellen kam, wie: „Sende gründliche Heilung den Kranken!" — „Habe Erbarmen mit unseren Säuglingen und Kindern!" — „Gewähre uns ein gutes Jahr!" — „Verzeichne uns in das Buch zum glücklichen Leben!"

Mit diesen Einzelbitten war auch das Frühgebet, Schachris, beendet. Noch ein munterer Kadisch nach selbstgeschaffener Sangweise und der Vorbeter schlug das Talis vom Haupte zurück und verließ schweißgebadet, jedoch mit gehobenem Selbstbewußtsein und stolzem Frohgefühl den Omid, das Betpult, das nahe der heiligen Lade etwas vertieft angebracht war, weil es in einem Psalmvers heißt: „Aus den Tiefen rufe ich, Ewiger, Dich an!" Ein lautes, vielstimmiges Jejascher Koach „Gott kräftige dich", zollte dem Vorbeter für seine Leistung die wohlverdiente Anerkennung und den Tribut des Dankes, die dieser freudig entgegennahm. In der Weiberschul beglückwünschten alle Frauen die Gattin des Vorbeters mit den Worten: sie solle diesen bis hundert Jahr hören. Der Vorbeter mußte verheiratet sein; ein lediger Mann durfte an den heiligen Tagen weder vorbeten noch in Schul zur Thora gerufen werden.

Der Schofar mahnt fast sämtliche Erlebnisse und Erinnerungen Israels. Deshalb zählt das Schofarblasen auch zu den weihevollsten Gebräuchen des Rosch-Haschonotages. Im Ghetto wurde diese Handlung immer mit einer Drascha, einem Vortrag über die Bedeutung und Wichtigkeit des Schofar, eingeleitet. Der Baal Tokea, der Schofarbläser, mußte, nebstdem daß er die unerläßliche Fertigkeit in der Handhabung des Schofars besaß, als auch religiös und sittlich unbemakelt anerkannt sein.

Mussaph, dem Wortsinne nach „Zugabe", „Vermehrung", ist das eigentliche Festgebet, das an die Stelle der einstigen Festopfer getreten ist. Mussaph vorzubeten blieb das unbestrittene Vorrecht des beamteten Chasan; damit konnte er auch seine Meisterschaft im Vortrage wie im Gesange erweisen.

Mit gegenseitigen Wünschen, man möge sich alles Gute erbeten haben, kehrten nach Schluß des Gottesdienstes Mann und Weib in ihr Heim zurück und begaben sich an den mehr oder minder wohlbesetzten Tisch, an dem auch meistens ein zugereister Armer, ein Orach, Gast, sein Plätzchen einnahm. Ein Mittagsschläfchen gestattete sich am ersten RoschHaschonotage weder ein Mann noch eine Frau. Die meisten hielt davon der Glaube zurück, daß man da durch sein Glück verschlafe, was jeder fürchtete. Den Männern gebrach es auch an Zeit dazu; denn bald begann in Schul das Thillimsagen, das Lesen der Psalmen.

Die fünf Bücher der Psalmen, Thillim, mit den 150 Einzeldichtungen wurden abwechselnd und Vers um Vers vorgetragen. Jeden Teil las ein anderer; wer es verstand und es beliebte, konnte das Almemor, die Estrade in der Mitte, besteigen und vortragen. Dem Thillimsagen folgte dann das Mincha- oder Vespergebet. Hierauf begab sich jeder zu einem Bache oder Flusse zum Taschlichmachen Eine lange Prozession festtäglich gekleideter Männer und Weiber bewegte sich frei und zwanglos gruppiert, durch das Städtchen nach dem Mühlbache. Da wurde ein kurzes Bußgebet, aus Prophetenstellen zusammengesetzt, leise und einzeln verrichtet.

Viele warfen dabei auch Brosamen aus den Taschen in's Wasser. Weil der Grundgedanke der vorgetragenen Bitte in dem Satz ruht: „Mögest Du, o Gott, unsere Vergehungen in die Meeresfluten werfen“, und Werfen im Texte „Taschlich“ heißt, erhielt der Besuch des Wassers den Ausdruck „Taschlichmachen“. Wasser galt schon in der ältesten Zeit als Symbol der Reinheit und Buße wie des Erdenlebens Nichtigkeit und Flüchtigkeit.

Norderney, eine Düneninsel.

In fünf Stunden umwandert man das ganze vom Flugsand angeschwemmte Eiland. Dürftiger Pflanzenwuchs, besonders die blaurot blühende Erica (Heide) bedeckt die spärlich grünenden Hügel; an den moorichten Stellen wagt sich wohl auch die zarte, duftende Pyrola, die feine weiße Parnassia hervor; die kleine Dünenrose wächst spannenhoch. Hier und da sind auch Gartenanlagen versucht; ein Erlengebüsch krüppelt sich hin, wird aber für seine Keckheit, einige Ellen hinaufzuragen, scharf bestraft; der schneidende Windstrich fährt darüber hin, und die obersten Zweige ragen dürr, wie winterliche Ruten, in die Luft hinaus. An der Küste sind die Hügel mit Seegras besät, das seine sparsamen Halme lang hinstreckt. An der äußersten Spitze der Insel liegt die weiße Düne ganz kahl und trägt auf ihrem Rücken in weiten Wellenlinien die Spuren der winterlichen Sturm- und Springfluten.

Ich hatte mich, wie ein Kamel durch die nasse Wüste watend, bis ans Ende der Insel hingewagt. Da es schon zu dämmern begann, fürchtete ich, den Strand nicht mehr bis zum Dorfe hin umkreisen zu können, und wählte den Weg querfeldein über die Hügelreihen zurück. Zahllose graue Kaninchen sprangen aufgescheucht aus ihren Lagern, die Seeschwalben fuhren aus ihrer Nachtruhe auf, die Möwen umkrächzten mich wie die Kraniche des Ibycus, die Brandung donnerte immer leiser von fern: ich war wirklich in einer kleinen Wildnis. Der klagende Laut der Seeschwalbe macht die allertraurigste Melodie von der Welt, wie dieser Vogel überhaupt von weicher Empfindung zu sein scheint. Er lebt nämlich nur paarweise; wird das eine geschossen,

sei es das Männchen oder das Weibchen, so klagt sich das zweite zu Tode und stirbt bald hin.

Das Fischerdorf auf dieser wüsten Düneninsel ist sehr eigentümlich. Die starkgemauerten, einstöckigen Häuser aus Backsteinen sind alle so gleichmässig und wie nach Kommando aufgeführt, als hätte nicht das Bedürfnis der Bewohner, sondern die Spekulation einer Gesellschaft dieses Dorf gleichzeitig hergestellt. Verfallene Hütten sind so wenig anzutreffen, wie grösseren Wohlstand verratende Gebäude. Man wohnt hier holländisch reinlich und in einer von aller Welt geschiedenen Stille, die nur vom Sturm, der die Dünen peitscht, unterbrochen wird. Um nicht im Sande zu versinken, führen gepflasterte Wege von Mauersteinen von Haus zu Haus durch die Zeilen der Straßen; auf die Marienhöhe, von der man die südwestliche überschaut, führt ein mit Austerschalen gepflasterter Weg. Die Stille im Dorfe, da die Fischer meist auf der See sind oder am Ufer müßig herumlungern, befällt uns fast wie eine Menschenöde, und nur wenn die Gesellschaft der hier zur Badekur versammelten Fremden aus dem Bade zurückkehrt, die Damen mit feuchten, flatternden Haaren, bevölkern sich die Gassen wie mit Nixengestalten, die dem Neptun entlaufen sind. Sauber, aber nüchtern stehen die Häuser da, als freuten sie sich, den Stürmen nicht erlegen zu sein. Kein Vogel läßt sich hier hören, kein Insekt schwirrt umher; ein scharfer, frischer Wind hält alles rein und trocken.

Henriette Herz.

Zu ihrem fünfzigsten Todestage, den 22. Oktober 1897.

Für die reifere Jugend. Von Regina Neisser.

In dem berühmten Epiloge zu Schillers „Glocke“ ruft Goethe seinem allzufrüh heimgegangenen Freunde Schiller nach:

„Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltsam übertönen.“

Wenn wir an das Dreigestirn edler Frauen denken, welche vor hundert Jahren als Jüdinnen berufen waren, den Mittelpunkt des regen geistigen Lebens des damaligen Berlin zu bilden, so ist der Gedanke „sie waren unser!“ nur geeignet, unsern Schmerz zu vermehren, dass diese drei an Geist und Gemüt gleich hervorragenden Frauen, Dorothea Veit, Henriette Herz geb. Mendelssohn, und Rahel Levin ihren angestammten Glauben verlassen konnten. Einigermassen versöhnend wirkt der Gedanke, dass sie alle, ungeachtet ihres Abfalles vom Judentume bis zu ihrem Lebensende ihr „jüdisches Herz“ bethätigten.

Am 22. Oktober sind fünfzig Jahre verflossen, dass die einst wegen ihrer eigentümlichen stolzen Schönheit, ihrer hohen Geistesgaben, ihrer unge-

wöhnlichen Sprachkenntnisse und ihrer seltenen Herzensgüte so viel gefeierte Henriette Herz im Alter von 83 Jahren zum ewigen Frieden einging.

Henriette wurde als die älteste Tochter eines aus Portugal eingewanderten jüdischen Arztes Benjamin de Lemos, der sich rasch einer grossen Praxis in der preussischen Residenz erfreute, am 5. September 1764 zu Berlin geboren. Die kleine Henriette wurde vermöge ihrer Schönheit, als die Prinzessin Amalie, die Schwester Friedrich des Grossen, die Laubhütte eines der reichsten Juden Berlins besichtigte, als schönste Zierde des kleinen prächtig geschmückten Raumes vorgeführt. Die Prinzessin überhäufte das schöne Kind mit Liebkosungen; ebenso wurde Henriette später der anderen Schwester Friedrichs des Grossen, der Königin Ulrike von Schweden bei einer jüdischen Hochzeit vorgestellt. Mit 9 Jahren spielte sie öffentlich Klavier und wirkte in einer Menuettaufführung mit; durch den Beifall, den sie fand, wurde jedoch der Hang zur Eitelkeit in ihr genährt, und da ihre braven Eltern ihre Kinder einfach und patriarchalisch erziehen wollten, beschlossen sie, das frühreife, schöne Mädchen, welches schon während der Schulzeit die Bewunderung der männlichen Jugend Berlins erregte, gar nicht mehr in die Schule zu schicken und sie zu Hause unterrichten zu lassen. Der geistvolle Vater übernahm selbst zum grossen Teile den Unterricht, und bildete die Tochter, welche frühzeitig grosses Sprachtalent zeigte und sich mit Leichtigkeit fremde Sprachen zu eigen machte, fast zu einer Gelehrten.

Henriette war noch nicht dreizehn Jahre, als der sehr geachtete Arzt Markus Herz, einer der geistreichsten Männer Berlins, ein Lieblingsschüler des grossen Philosophen Kant, um sie anhielt, und das kindliche schöne Mädchen wurde die Braut des um fünfzehn Jahre älteren Mannes. Ihre Brautzeit war für das junge lebhafte Mädchen keine sehr freudenvolle Zeit, sie musste jeden Abend zusehen wie ihr Bräutigam mit ihren Eltern Karten spielte.

Am 1. Dezember 1779 fand ihre Hochzeit statt. Ihre Ehe mit dem kleinen und hässlichen Dr. Herz nannte sie selbst stets „ein glückliches Verhältnis.“ Sie war ihm stets eine liebevolle Gattin und machte ihn sehr glücklich, während er ihr Lehrer und Erzieher wurde und sich der Huldigung freute, die man der schönen, geist- und gemütvollen Frau in so reichem Masse darbrachte. Den Schmerz, keine Kinder zu besitzen, lernte sie überwinden, indem sie herzlichen, freundschaftlichen Verkehr mit liebenswürdigen, hochbegabten Menschen pflegte, und sich eifrig mit Kunst und Litteratur beschäftigte. Markus Herz aber konnte durch sie sein Haus zum Sammelpunkte der guten Gesellschaft Berlins

machen. Vor hundert Jahren standen die hervorragendsten Männer Berlins, die Träger der glänzendsten, klangvollsten Namen in lebhaftem Verkehr und innigen Beziehungen zu dem Herzschen Ehepaare. Staatsmänner, Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, kein ausgezeichneter Mann kam nach Berlin, der nicht strebte, im Salon Herz eingeführt zu werden; der Philosoph Engel, der Dichter Rammler, die Brüder Schlegel, Mirabeau, der Held der französischen Revolution, der Schweizer Johannes von Müllbi, der Begründer der Singakademie Zelter, der berühmte Bildhauer Schadow u. a. m. Der spätere Staatsrat Knuth, der Erzieher der Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, führte Frau Herz seine Zöglinge zu, und die Freundschaft dieses seltenen Bruderpaares zu ihr erlosch erst mit dem Tode; während Wilhelm ihre vollendete, klassische Schönheit, ihre majestätische Haltung bewunderte, fühlte sich Alexander noch mehr durch ihren Verstand und ihr unermüdliches Streben, ihr Wissen zu bereichern, angezogen.

In sehr vertrautem freundlichen Verhältnisse stand der berühmte Theologe Schleiermacher zu dem Herz'schen Ehepaare, so dass man allgemein annahm, er würde nach dem frühen Tode des Dr. Herz die schöne Witwe heiraten: doch hat beiden dieser Gedanke fern gelegen, die innigste Freundschaft verband sie bis zu Schleiermachers Tode 1834.

Als Markus Herz 1803 starb übte der Tod des trefflichen Mannes einen tiefen Eindruck auf seine Gattin aus. Ihr Leben erfuhr nun einen bedeutungsvollen Umschwung; ungeachtet seiner grossen Praxis hinterliess Dr. Herz kein Vermögen, und Henriette war fortan auf eine kleine Pension aus der Witwenkasse und die geringen Zinsen eines unbedeutenden Kapitals angewiesen; ausserdem hatte sie noch für ihre alte blinde Mutter und eine unverheiratete Schwester zu sorgen. Der Blick in eine sorgenvolle Zukunft drückte sie nieder, und freudig leistete sie dem Wunsche der edlen Herzogin Dorothea von Kurland, der Verehrerin des grossen Philosophen Moses Mendelssohn, Folge, deren Tochter, die spätere schöne Herzogin von Sagan, in der englischen Sprache zu unterrichten. Hieraus erwuchs ihr nicht nur eine Einnahme, sondern sie genoss auch noch den Vorzug, mit der feinsten, geistreichsten Gesellschaft, den Spitzen der Aristokratie nun bekannt zu werden, und sie gewann die Freundschaft der trefflichen Fürstin Luise Radziwill, der Nichte Friedrichs des Grossen.

(Schluss folgt.)



Wer erräť's?

Die Namen derjenigen Abonnenten, die in den ersten 8 Tagen richtige Lösungen an uns gelangen lassen, werden in dem nächsten Hefte veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in No. 18

I. Silbenrätsel.

Kamerun, Oldenburg, Leber, Nebukadnezar, Igel, Donau, Rose, Elieser = **Kolnidre**.

II. Rebus.

Tri um vier a t = **Triumvirat**.

III. Buchstabenrätsel.

Jason, Amram, Kamerun, Orgel Biene = **Jakob**

Rätsel:

I. Silbenrätsel

ab al bert ra de del der di do el el häm han is lan ma nie pha ra:

Aus diesen Silben sind 7 Wörter zu bilden, die bezeichnen: Komponist, männl. Vorname, Königin, Engel, Sohn Abrahams, Erzvater, Land.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unton gelesen, ergeben den Namen eines römischen Kaisers. Eingeſ. von Fritz Muhr-Oppeln.

II. Diamanträtsel.

1	— Konsonant
8 2 3	— Fluß in Ägypten
4 9 3 3 5	— Stadt an der Saale.
1 2 3 4 5 3 7	— männl. Vorname
10 2 5 3 5	— Bezeichnung für Fußboden.
9 3 8	— Weideplatz in den Bergen
7	— Konsonant.

Eingeſ. von Sally Blumenthal-Breslau.

III. Zusammensetzrätsel.

Das Erste bringt uns oft Verdruß und Schmerzen,
Dem Zweiten strebt man nach, ist ihm geneigt,
Doch flieht es rasch, wenn sich das Erste zeigt,
Drum halte fern das Ganze deinem Herzen.

Eingeſ. von Jacob Hefter-Berlin.

Briefkasten.

Aus dem Leserkreise sind mir so zahlreiche Glückwünsche zu Rosch haschono zugegangen, daß ich nicht im Stande bin, jedem Gratulanten einzeln zu danken. Hiermit sei allen mein inniger Dank abgestattet.

Fritz Muhr in Oppeln. Betrag und Glückwunsch dankend erhalten.

Max Rinheim in Stuttgart. Beschreibungen, wie die von Dir erwähnten, werden dankbare Verwendung finden, nur müssen sie für unsern Leserkreis berechnet und „gut“ geschrieben sein. Gruß!

Hermann Hirsch in Messingwerk. Dein Rechenrätsel hat bereits in Nr. 1 Jahrg. 1895 gestanden,. Lasse bald wieder etwas von Dir hören. Frdl. Gruß!

Emilie Feder in M. Das „Fest des Wasserschöpfens“ wurde vom zweiten Abend des Sukkothfestes ab gefeiert. Dieses war das größte Freudenfest in Israel, von dem die Alten sagen: „Wer diese Freude nicht gesehen hat, hat wahre Freude nie geschaut.“ Im Heft Nr. 19 des Jahrg. 1896 findest Du einen ausführlichen Aufsatz über dieses Fest.

Verantw. Redaktion: E. Flanter, Berlin N.O., Elisabeth-Straße 59a.
Druck von L. Wechselmann, Berlin C., Neue Schönhauser-Straße 11.